

Simone Elkeles • Leaving Paradise

cbt

Foto: © Paul Barnett



DIE AUTORIN

Simone Elkeles wuchs in der Gegend von Chicago auf, hat dort Psychologie studiert und lebt dort auch heute mit ihrer Familie und ihren zwei Hunden. Ihre »Du oder das ganze Leben«-Trilogie, für die sie zum »Illinois Author of the Year« gewählt wurde, wurde zum weltweiten Bestseller.

Weitere Titel von Simone Elkeles bei cbt:

Du oder das ganze Leben (30718)

Du oder der Rest der Welt (30771)

Du oder die große Liebe (30808)

Back to Paradise (30794)

Simone Elkeles

Leaving Paradise

Aus dem amerikanischen Englisch
von Katrin Weingran

cbt



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Januar 2013
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2013 für die deutschsprachige Ausgabe
cbj/cbt Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House
Die amerikanische Originalausgabe erschien
2007 unter dem Titel »Leaving Paradise«
bei Flux, einem Imprint von
Llewellyn Publications, Woodbury
© 2007 by Simone Elkeles
Aus dem amerikanischen Englisch
von Katrin Weingran
Lektorat: Kerstin Kipker
Umschlaggestaltung: init.büro für Gestaltung,
Bielefeld, unter Verwendung eines
Fotos von Getty Images Deutschland GmbH
KK · Herstellung: kw
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-570-30793-9
Printed in Germany

*Für Brett –
bei seinem Anblick geht die Sonne auf*

Caleb

Auf diesen Moment habe ich ein Jahr lang gewartet. Man hat schließlich nicht jeden Tag die Chance, aus dem Gefängnis freizukommen. Klar, bei Monopoly würfelt man einfach dreimal und hofft auf einen Pasch oder man bezahlt seine Strafe und ist frei. Aber hier im Illinois Department of Corrections, Abteilung Jugendstrafvollzug, oder DOC, wie es bei uns Insassen heißt, werden keine Spielchen gespielt.

Oh, es ist nicht so krass, wie es sich anhört. Der männliche Jugendstrafvollzug ist tough, aber kein Vergleich zum Erwachsenenvollzug. Ihr fragt euch jetzt wahrscheinlich, warum ich das ganze letzte Jahr eingesperrt war. Ich bin verurteilt worden, betrunken Auto gefahren zu sein und ein Mädchen angefahren zu haben. Noch dazu war es ein Unfall mit Fahrerflucht, was den Richter, der meinen Fall auf dem Tisch hatte, extrem angepisst hat. Er hat mir allein dafür noch mal drei Monate zusätzlich aufgebremmt.

»Bereit, Caleb?«, fragt Jerry, der Zellenwärter.

»Ja, Sir.« Ich habe dreihundertundzehn Tage auf diesen Moment gewartet. Darauf, dass ich bereit bin, könnt ihr einen lassen.

Ich hole tief Luft und folge Jerry in den Raum, in dem der Bewährungsausschuss mich beurteilen wird. Die anderen Typen in meinem Zellenblock haben mich instruiert. *Sitz gerade, guck reumütig, sei höflich* und so weiter. Aber mal ehrlich, wie sehr sollte man ein paar Typen trauen, die es bisher selbst nicht hier raus geschafft haben?

Als Jerry die Tür des Befragungsraums öffnet, beginnen meine Muskeln zu zucken und mir bricht unter meinem vom Staat bezahlten Overall, den vom Staat bezahlten Socken und jawohl, selbst der vom Staat bezahlten Unterhose der Schweiß aus. Vielleicht bin ich doch nicht so bereit für all das hier.

»Bitte nehmen Sie Platz, Mr Becker«, weist mich eine Frau mit Brille und strengem Gesichtsausdruck an.

Ich schwöre, die Szene ist aus einem schlechten Film geklaut. Sieben Personen sitzen hinter endlos langen Tischen, vor denen ein einsamer Metallstuhl steht.

Ich setze mich auf das kalte, unnachgiebige Metall.

»Wie Sie wissen, sind wir hier, um darüber zu entscheiden, ob Sie so weit sind, diese Einrichtung zu verlassen und ein Leben als freier Bürger zu führen.«

»Ja, Ma'am«, erwidere ich. »Ich bin so weit.«

Ein massiger Kerl, der offensichtlich plant, den bösen Cop zu geben, hebt die Hand. »Oha, immer langsam mit den jungen Pferden. Wir haben noch ein paar Fragen an Sie, bevor *wir* entscheiden, ob Sie so weit sind.«

Oh, Mann. »Tut mir leid.«

Massiger Kerl checkt meine Akte, blättert sie Seite für Seite durch. »Erzählen Sie mir von dem Abend, an dem der Unfall passiert ist.«

Der eine Abend in meinem Leben, den ich gern für immer ausradieren würde. Nach einem tiefen Atemzug sage ich: »Ich war auf einer Party und habe getrunken. Ich fuhr nach Hause, verlor dabei aber die Kontrolle über meinen Wagen. Als mir klar wurde, dass ich jemanden angefahren hatte, bin ich ausgeflippt und zu der Party zurückgekehrt.«

»Sie kannten das Mädchen, das Sie angefahren haben?«

Erinnerungen stürmen auf mich ein. »Ja, Sir. Maggie Armstrong ... meine Nachbarin.« Ich füge nicht hinzu, dass sie die beste Freundin meiner Zwillingsschwester war.

»Und Sie sind nicht aus dem Wagen gestiegen, um zu sehen, ob Ihre Nachbarin verletzt war?«

Ich verlagere das Gewicht auf meinem Stuhl. »Ich schätze, ich konnte nicht mehr klar denken.«

»Sie schätzen?«, fragt ein weiteres Ausschussmitglied.

»Ich schwöre, wenn ich die Zeit zurückdrehen könnte, würde ich es tun. Ich würde alles anders machen.«

Sie befragen mich eine weitere halbe Stunde und ich spucke Antworten aus. Warum ich getrunken habe, obwohl ich noch nicht volljährig war, warum ich betrunken in ein Auto gestiegen bin, warum ich die Unfallstelle verlassen habe. Die Tatsache, dass ich nie weiß, ob ich die richtigen oder die falschen Antworten gebe, lässt mich zu einem nervösen Wrack werden. Also bin ich einfach ich selbst ... der siebzehnjährige Caleb Becker. Falls sie mir glauben, habe ich eine Chance, früher entlassen zu werden. Falls sie es nicht tun ... nun, dann werde ich weitere sechs Monate miesen Fraß runterwürgen und mir die Hütte mit verurteilten Straftätern teilen.

Massiger Kerl sieht mich direkt an. »Woher wissen wir, dass Sie sich nicht wieder bis zur Besinnungslosigkeit betrinken?«

Ich richte mich kerzengrade auf und schenke sämtlichen Ausschussmitgliedern meine ungeteilte Aufmerksamkeit. »Nichts für ungut, aber ich will nie wieder hierher zurückkommen. Ich habe einen Riesenfehler gemacht, einen, der mich Tag und Nacht verfolgt, seitdem ich hier bin. Bitte ... lassen Sie mich einfach nach Hause gehen.« Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich versucht, vor jemandem zu kriechen.

Stattdessen lehne ich mich zurück und warte auf die nächste Frage.

»Mr Becker, bitte warten Sie draußen, während wir unsere Entscheidung treffen«, sagt die Frau mit der Brille.

Und da ist es vorbei. Einfach so.

Ich stehe auf dem Flur. Ich bin normalerweise nicht der Typ, der unter Druck zusammenbricht, und das letzte Jahr im Gefängnis hat mich zweifellos mit einer unsichtbaren Rüstung ausgestattet, die mich vor allem abschirmt. Aber darauf zu warten, dass eine Gruppe Fremder über dein Schicksal entscheidet, ist mega-nervenaufreibend. Ich wische Schweißtropfen von meiner Stirn.

»Kein Bange«, sagt Jerry, der Wärter. »Falls du sie nicht überzeugt hast, bekommst du in ein paar Monaten vielleicht noch eine Chance.«

»Na toll«, murmle ich, nicht im Mindesten beruhigt.

Jerry gluckst, die glänzenden silbernen Handschellen an seinem Gürtel klirren bei jeder seiner Bewegungen aneinander. Dem Typen gefällt sein Job viel zu sehr.

Wir warten eine halbe Stunde darauf, dass jemand aus dem Zimmer kommen und mir sagen wird, wie es jetzt weitergeht. Freiheit oder noch mehr Zeit im Knast?

Ich habe es satt, nachts in meine Zelle geschlossen zu werden.

Ich habe es satt, in einem Stockbett zu schlafen, dessen Sprungfedern sich in meinen Rücken bohren.

Und ich habe es satt, vierundzwanzig Stunden nonstop von den Wachen, dem Personal, den Kameras und den anderen Insassen beobachtet zu werden.

Die Frau mit der Brille öffnet die Tür. »Mr Becker, wir wären so weit.«

Kein Lächeln. Ist das ein schlechtes Zeichen? Ich wappne mich gegen unerfreuliche Neuigkeiten. Dann stehe ich auf und Jerry klopft mir auf den Rücken. Aus Mitleid? Weiß er etwas, das ich nicht weiß? Die Ungewissheit macht mich fertig.

Ich setze mich zurück auf den Metallstuhl. Sämtliche Augen sind auf mich gerichtet. Massiver Kerl faltet seine Hände auf dem Tisch und sagt: »Wir sind uns alle einig, dass Ihr Verhalten, was den Unfall im letzten Jahr angeht, auf das Schärfste zu verurteilen ist.«

Das weiß ich. Das weiß ich wirklich.

»Aber wir glauben, dass es ein einzelner Vorfall war, der sich nicht wiederholen wird. Sie haben im Zusammenleben mit den anderen Insassen Führungsqualitäten bewiesen und die Ihnen zugewiesenen Arbeiten gewissenhaft erledigt. Der Bewährungsausschuss hat beschlossen, Sie zu entlassen und Sie die restliche Strafe durch einhundertfünfzig Sozialstunden ableisten zu lassen.«

Bedeutet es das, was ich glaube? »Entlassen? Heißt das, ich kann gehen?«, frage ich den massigen Kerl.

»Sie werden sich morgen früh mit Ihrem Eingliederungscoach treffen. Er wird für Sie arrangieren, wo Sie Ihre Sozialstunden ableisten, und uns über Ihre Fortschritte auf dem Laufenden halten.«

Ein Typ aus dem Ausschuss zeigt mit seinem manikürten Finger auf mich. »Wenn Sie das hier verbocken, kann Ihr Eingliederungscoach ein Gesuch beim Richter einreichen, Sie wieder herzuschicken, damit Sie den Rest Ihrer Strafe absitzen. Haben Sie das verstanden?«

»Ja, Sir.«

»Wir kennen keine Gnade mit Wiederholungstätern. Gehen Sie nach Hause, lassen Sie sich nichts mehr zuschulden kommen, leisten Sie Ihre Sozialstunden ab und führen Sie ein gutes, sauberes Leben.«

Schon kapiert! »Das werde ich«, sage ich.

Als ich in meine Zelle zurückkomme, ist als einziger der neue Junge da. Er ist zwölf und heult immer noch in einer Tour. Er hätte vielleicht besser einmal nachgedacht, bevor er dem Mädchen, das nicht mit ihm auf den Schulball gehen wollte, ein Messer in den Rücken gerammt hat.

»Hörst du irgendwann auch mal auf zu heulen?«, frage ich ihn.

Er hat das Gesicht in seinem Kissen vergraben. Ich glaube nicht, dass er mich gehört hat. Doch dann vernehme ich ein gedämpftes: »Ich hasse es hier. Ich will nach Hause.«

Ich wechsele in meine Arbeitsschuhe, weil ich zu meiner großen Freude heute die Müllcontainer schrubben darf. »Yeah, ich auch«, sage ich. »Aber du steckst hier fest, also

kriegst du dich am besten endlich ein und findest dich damit ab.«

Der Junge setzt sich auf, schnieft und wischt sich mit dem Handrücken den Rotz ab. »Wie lange bist du schon hier?«

»Fast ein Jahr.«

Das wirft ihn zurück auf sein Kissen, wo er weiter rumjault. »Ich will nicht ein Jahr eingesperrt sein«, schluchzt er.

Julio, mein anderer Zellengenosse, kommt herein. »Mal ehrlich, Caleb, wenn der Junge nicht endlich die Fresse hält, bring ich ihn um. Wegen dieser Heulsuse habe ich seit drei Nächten kein Auge zugetan.«

Die Jammerei hört auf, aber dafür geht das Geschniefe los. Was im Grunde schlimmer ist als die Jammerei.

»Julio, lass den Jungen in Ruhe«, sage ich.

»Du bist viel zu weich, Caleb. Wir müssen die Kids hier abhärten.«

»Damit sie so werden wie du? Nichts für ungut, Mann, aber du würdest sogar einem Serienmörder Angst einjagen«, sage ich.

Ein Blick genügt und man weiß, dass Julio ein harter Hund ist. Tattoos auf Nacken, Rücken und Armen. Rasierter Schädel. Wenn seine Mum zu Besuch kommt, führt sie sich auf, als wären seine Tattoos ansteckend.

»Und?«, fragt Julio. »Lassen sie dich raus?«

Ich setze mich auf mein Bett. »Hm. Morgen.«

»Du glücklicher Hurensohn. Gehst du in das Kaff mit dem komischen Namen zurück? Wie heißt es noch gleich?«

»Paradise.«

»Also werde ich hier allein mit der Heulsuse hocken, während du im Paradies bist? Wenn das mal kein mieser Deal ist.« Er starrt den Kleinen mit weit aufgerissenen Augen an. Wenn ich Julio nicht besser kennen würde, hätte ich jetzt auch Angst.

Und sofort geht die Sirene wieder los.

Julio grinst, dann sagt er: »Ich gebe dir die Nummer von meinem Cousin Rio aus Chicago. Falls du schnell wie der Teufel aus dem Paradies abhauen musst, wird Rio dich einsammeln.«

»Danke, Mann«, sage ich.

Julio schüttelt den Kopf über den heulenden Knirps, sagt: »Bis später, *amigo*«, und verlässt die offene Zelle.

Ich tippe dem Kleinen auf die Schulter. Er schreckt verängstigt von mir weg.

»Ich tu dir nichts«, versichere ich ihm.

Er dreht sich zu mir um. »Das sagen sie alle. Ich habe gehört, was im Knast abgeht.« Er rutscht mit dem Hintern Richtung Zellenwand.

»Bild dir bloß nichts ein, Kleiner. Du bist nicht mein Typ. Ich steh auf Bräute.«

»Was ist mit dem Typen mit den Tattoos?«

Ich unterdrücke den Drang, laut aufzulachen. »Er ist ebenfalls hetero. Dude, du bist hier in einer Jugendeinrichtung.«

»Er hat gesagt, er wird mich umbringen.«

»Das hat er gesagt, weil er dich mag«, beruhige ich ihn. Julio hat einen kranken Sinn für Humor. »Jetzt steh endlich auf, hör auf zu heulen und geh zu deiner Gruppe.«

Gruppe steht für Gruppentherapie, wo alle Insassen im Kreis sitzen und persönlichen Mist aus ihrem Leben durchkauen.

Morgen werde ich diesem Ort für immer den Rücken kehren. Keine Gruppe mehr. Keine Zellengenossen. Kein mieser Fraß mehr. Kein Schrubben von Müllcontainern.

Morgen kehre ich nach Hause zurück.

Maggie

Für meinen Geschmack mögen Physiotherapeuten ihren Job ein bisschen zu sehr. Ich meine, warum sehen sie immer so gut gelaunt aus und lächeln, während sie einen zum Schwitzen bringen und man vor Schmerzen die Zähne zusammenbeißen muss?

Als wolle er meine These unterstreichen, wartet Robert, mein Physiotherapeut, mit einem breiten Zahnpastalächeln in der Lobby des Krankenhausflügels für ambulante Patienten auf mich.

»Hallo, Maggie. Bereit, dein Bein zu trainieren?«

Nicht wirklich. »Ich schätze schon«, sage ich mit gesenktem Blick.

Ich weiß, es ist Roberts Job, sich darum zu bemühen, dass ich besser laufe. Aber es bringt überhaupt nichts, weil mein Bein innen drin total verkorkst ist. Die letzte OP, die ich hatte, um meine Tibiakopffraktur zu richten, dauerte über sieben Stunden. Mein Orthopäde zieht mich gerne auf und nennt es mein Bionic-Bein. Ich weiß nur, dass ich mehr Nägel und Plastik in mir habe als eine durchschnittliche Werkzeugkiste.

Wenn ich nächstes Semester nach Spanien gehe, wer-

den die Sicherheitsleute am Flughafen großen Spaß an mir haben. Wahrscheinlich werden sie mich bitten, in ihren Durchleuchtungsapparat zu kriechen, um sicherzustellen, dass ich keine Waffe in meinem Knie versteckt habe.

Robert bringt mich in den Physiotherapieraum. Ich muss zweimal die Woche hierher kommen. Zweimal die Woche, seit einem knappen Jahr, und noch immer starren mich die Leute an, wenn sie mich laufen sehen.

»Maggie, leg dich hin und setze deinen Fuß auf meine Schulter«, weist Robert mich an und alles nimmt seinen gewohnten Gang.

Seufzend lege ich mich auf die Matte und hebe meinen Fuß auf Roberts Schulter. Er fixiert ihn dort und lehnt sich nach vorn. »Halte dagegen.«

Seit dem Unfall habe ich nicht mehr zu bieten als ein lächerliches Babydrücken.

»Komm schon, Maggie. Das kannst du viel besser. Ich spüre kaum etwas.«

Ich lege mir den Unterarm über die Augen. »Es wird nie besser als das hier werden.«

»Klar wird es das. Überleg mal, du hast nicht für möglich gehalten, dass du je wieder laufen würdest, und jetzt guck dich an.«

Ich drücke stärker.

»Das ist mein Mädchen. Ordne den Schmerz auf einer Skala von eins bis zehn ein, wobei zehn unerträglich ist.«

»Acht.«

»Eine Acht?«

Vielleicht sogar eine Neun.

»Wenn du jetzt hart arbeitest, wird es sich später auszahlen«, verspricht er.

Ich gebe keine Antwort, halte aber den erhöhten Druck auf meinem Fuß. Er lehnt sich zurück und legt meinen Fuß ab. Puh, geschafft.

»Großartig. Jetzt strecke deine Beine aus und beuge sie abwechselnd.«

Ich beginne mit dem rechten Bein. Der Unfall hat es nicht allzu sehr vermurkst und die Narben sind verheilt. Größtenteils.

Aber als ich mein linkes Bein beugen soll, fühlt es sich an, als hinge ein Gewicht daran. Ich beuge es Zentimeter für Zentimeter. Allein das Bein anzuheben, bringt mich ins Schwitzen wie einen Langstreckenläufer. Das Wort *armselig* fasst mein siebzehnjähriges Leben ziemlich gut zusammen.

»Noch ein bisschen mehr«, sagt Robert, als ich es gerade absenken will. »Wie groß ist der Schmerz auf einer Skala von eins bis zehn?«

Bevor ich *neun* antworten kann, klingelt sein Handy. Und klingelt. Und klingelt. »Willst du nicht rangehen?«, frage ich ihn.

»Nicht, während ich eine Patientin habe. Mach weiter mit dem Beinbeugen, Maggie.«

»Vielleicht ist es ja etwas Wichtiges«, sage ich hoffnungsvoll.

»Falls es so ist, wird derjenige mir eine Nachricht hinterlassen. Dr. Gerrard hat mir erzählt, du verlässt uns im Januar«, sagt er, als ich das Bein wechsle.

»Yep«, erwidere ich mit zusammengebissenen Zähnen.

»Ich habe ein Stipendium für ein Semester in Spanien bekommen. Wegen der Infektion musste ich den Auslandsaufenthalt noch einmal verschieben.«

Robert pfeift anerkennend. »Spanien, hm? Du bist ein Glückspilz.«

Glück? Ich bin kein Glückspilz. Glückspilze werden nicht angefahren und müssen keine schmerzhafteste Physiotherapie erdulden. Glückspilze haben keine geschiedenen Eltern und keinen Dad, den sie nur einmal im Jahr sehen. Glückspilze haben Freunde. Wenn ich so darüber nachdenke, bin ich wahrscheinlich die größte Pechmarie des Universums.

Ich ertrage die Beinfolter noch weitere zwanzig Minuten. Ich würde so gern abhauen, aber ich weiß, wir sind noch nicht fertig. Das letzte, was Robert immer während der Physio macht, ist, meine Beinmuskulatur zu massieren. Ich ziehe meine Trainingshose aus und setze mich in Shorts auf den Behandlungstisch.

»Verblasst die Rötung langsam?«, fragt Robert, während er mit behandschuhten Händen eine medizinische Salbe auf mein Bein reibt.

»Keine Ahnung«, sage ich. »Ich sehe es mir nicht gerne an.« Tatsächlich würde ich mir so ziemlich alles lieber angucken als mein vernarbtes linkes Bein. Es ist hässlich, als hätte ein Zweijähriger mit einem Wachsmalstift rote Linien meine Wade und meinen Oberschenkel hoch und runter gemalt. Aber die Linien sind nicht von einem Wachsmalstift. Sie stammen von den zahlreichen Operationen, die ich nach dem Unfall hatte, den Caleb Becker verursacht hat, weil er betrunken Auto gefahren ist.

Ich versuche Caleb zu vergessen, aber es gelingt mir nicht. Er hat sich in meinem Kopf eingenistet wie ein Tumor. Gott sei Dank haben wenigstens die Albträume von dem Unfall aufgehört. Sie haben mich über ein halbes Jahr lang gequält. Ich hasse Caleb. Ich hasse, was er mir angetan hat, und ich bin froh, dass er weit weg ist. Ich versuche nicht darüber nachzudenken, wo er jetzt ist. Wenn ich zu viel darüber nachdächte, hätte ich wahrscheinlich auch noch Schuldgefühle. Also denke ich nicht darüber nach und hinke durch das Leben, während ich gleichzeitig die Teile ausblende, die mich zu sehr herunterziehen.

Während Robert emsig meine Beinmuskeln massiert, verziehe ich das Gesicht.

»Es sollte nicht wehtun, wenn ich das mache«, sagt er.

»Tut es auch nicht.« Es ist bloß ... Ich mag es nicht, wenn jemand meine Narben berührt. Ich kann mich nicht mal überwinden, sie selbst anzufassen.

Robert sieht mein Bein prüfend an. »Die tiefe Röte wird mit der Zeit verschwinden. Hab noch ein paar Monate Geduld.«

Schließlich verkündet Robert, dass er fertig sei. Während ich meine Trainingshose wieder anziehe, notiert er etwas in meiner Akte. Sein Stift bewegt sich schneller über das Papier, als ich reden kann.

»Was schreibst du da?«, frage ich verunsichert.

»Ich halte nur deine Fortschritte fest. Ich hätte gern, dass Dr. Gerrard bei deiner Therapiesitzung nächste Woche anwesend ist.«

Keine Panik, Maggie, beruhige ich mich. »Warum?«

»Ich würde dein Programm gern etwas aufpeppen.«

»Das klingt gar nicht gut.«

Robert klopft mir auf den Rücken. »Keine Bange, Maggie. Wir müssen uns nur ein Trainingsprogramm überlegen, das du in Spanien auch ohne mich machen kannst.«

Physiotherapie in Spanien? Das entspricht nicht ganz dem, was ich mir ausgemalt hatte, auf der anderen Seite des Atlantiks zu tun. Robert erzähle ich davon lieber nichts. Stattdessen schenke ich ihm ein schwaches Lächeln.

Nach meinem Termin mache ich mich auf den Weg zu *Auntie Mae's Diner*, wo meine Mum arbeitet. Ich weiß, es ist nichts Tolles, aber sie brauchte einen Job, als mein Dad uns vor zwei Jahren verlassen hat. Ihr Boss, Mr Reynolds, ist ziemlich nett und hat ihr viel freigegeben, als ich im Krankenhaus war. Wir sind nicht reich, aber wir haben ein Dach über dem Kopf und Auntie Mae's Essen im Bauch.

Ich setze mich an einen Tisch und Mom geht in die Küche, um mir mein Abendessen zu holen. Ich bin im Begriff, mein Buch aufzuschlagen, als ich aus den Augenwinkeln Danielle, Brianne und meine Cousine Sabrina ins Restaurant kommen sehe. Mann, sie sehen so ... perfekt aus.

Ich war früher mit Danielle und Brianne befreundet. Leah Becker und ich verbrachten unsere ganze Zeit mit ihnen. Wir vier waren in der Tennismannschaft unserer Schule und unzertrennlich, seit wir im Alter von neun Jahren unsere erste Tennisstunde gehabt hatten. Sabrina war die Außenseiterin, die Unsportliche. Ich erinnere mich daran, wie Mum mich immer nötigte, Sabrina mitzuschleppen, wenn ich mit meinen Freundinnen ausging.

Der Unfall hat ganz Paradise auf den Kopf gestellt. Als

Caleb mit mir zusammenstieß, hat er nicht nur mein Bein zerstört, er zerstörte außerdem meine Freundschaft mit seiner Zwillingschwester Leah und Moms Freundschaft mit Mrs Becker. Zwischen unserem Haus und dem der Beckers steht jetzt ein unsichtbarer Zaun, während wir früher tagtäglich beieinander ein und aus gingen.

Zuerst hatte ich gar keine Zeit, Leah zu vermissen; im Krankenhaus klingelte mein Telefon ununterbrochen. Mom nahm meine Anrufe entgegen und drängte mich, die Gespräche kurz zu halten, damit ich mich ganz aufs Gesundwerden konzentrieren konnte. Aber als die Monate ins Land gingen, wurden die Anrufe weniger und hörten schließlich ganz auf. Für alle anderen ging das Leben weiter, während ich zu Hause blieb und mich erholte.

Sabrina kam regelmäßig vorbei und hielt mich über den Schulklatsch auf dem Laufenden. Jetzt ist meine Cousine eng mit Brianne und Danielle befreundet, was total seltsam ist, weil sie ihr vor dem Unfall nicht mal die Uhrzeit genannt hätten.

Ich habe Sabrina nicht nach Leah gefragt ... und Sabrina hat mir von sich aus nichts über sie erzählt. Leahs Bruder musste meinetwegen ins Gefängnis. Ich bin mir sicher, dass sie mich deswegen hasst. Über Nacht haben wir uns von besten Freundinnen in vollkommen Fremde verwandelt.

Jedes Mal, wenn ich daran denke, dass ich am Montag wieder zur Schule gehen werde, schlägt mein Magen Saltos. Ich bin wegen der Infektion, die sich nach der ersten OP in meinem Bein ausgebreitet hat, fast das gesamte Juniorjahr von Hauslehrern, die das Schulamt engagiert

hat, unterrichtet worden. Jetzt bin ich ein Senior. Ich weiß nicht, was schlimmer sein wird: die Tatsache, das Haus verlassen zu müssen, oder die, zur Schule zu gehen und mich von allen anstarren lassen zu müssen. Was ist, wenn ich Leah begegne? Was soll ich zu ihr sagen?

Meine Cousine und meine früheren Freundinnen stehen am Empfangstresen und warten darauf, einen Tisch zugewiesen zu bekommen. Zugegeben, das sind die Momente, in denen ich mir wünsche, Mom würde nicht kellnern. Normalerweise stört es mich nicht, dass sie eine pinkfarbene Polyesteruniform trägt, an die ein Button mit dem Spruch *Fragt mich nach meinen Doppeldeckern* gepinnt ist. Aber heute setzt die Tatsache, dass sie meine früheren Freundinnen bedient, allem die Krone auf – und weckt in mir den Wunsch, mich unter dem Tisch zu verkriechen.

Mom kommt mit meinem Essen aus der Küche. Mit blankem Horror beobachte ich, wie sie Danielle, Brianne und Sabrina entdeckt. Ihre Augen leuchten auf. »Hallo, Mädels!« Sie winkt mir zu, um meine Aufmerksamkeit zu erregen. »Guck mal, Maggie, deine Freundinnen und deine Cousine sind hier!«

Brianne und die anderen schenken Mom ein aufgesetztes Lächeln. Mom ist völlig ahnungslos.

Ich winke halbherzig und senke den Blick auf eine winzige Macke an der Tischkante, in der Hoffnung, dass Mom den Hinweis versteht.

»Warum setzt ihr euch nicht zu Maggie? Sie ist ganz allein«, höre ich Mom sagen.

Genauso gut könnte sie ihnen eröffnen, dass ich jetzt ein

Loser bin! Vielleicht sollte ich mir einen Button mit einem großen L für Loser besorgen und vorne an mein T-Shirt pinnen.

Die Mädchen, meine Cousine eingeschlossen, sehen sich nur an und zucken mit den Schultern. »Klar.«

Wozu so tun, als seien wir noch Freundinnen, und eine Show abziehen? Es ist den Aufwand nicht wert.

»Hallo«, sage ich, als Mom sie zu meinem Tisch führt und mein Lieblingsessen vor mich hinstellt: ein Roastbeef-sandwich mit Bratensoße zum Eintunken sowie Pommes und eine Erbsensuppe.

»Mrs Armstrong, was sind Ihre Doppeldecker?«, fragt Brianne.

Die anderen Mädchen kichern, während ich im Erdboden versinke.

Mom bleibt völlig ungerührt und rattert wie aus der Pistole geschossen ihren Text herunter: »Wir haben eine neue Auswahl an Doppeldeckersandwiches mit Truthahn und Speck, Salat, Tomate, Mayonnaise und unserer Spezialsoße. Wir haben außerdem neue Roastbeef- und Käse-doppeldecker im Angebot. Alle mit zwei Schichten Weißbrot in der Mitte.«

Danielle sieht aus, als müsste sie sich jeden Moment übergeben. »Meine Arterien verstopfen schon bei der Vorstellung von so viel Cholesterin.«

»Vergiss das Cholesterin«, sagt Sabrina. »Zwei Schichten Brot? Kohlehydratkatastrophe.«

Seit wann sorgt sich meine Cousine um Kohlehydrate? Ich gucke auf meinen Teller. Kohlehydrate über Kohlehydrate, Cholesterin über Cholesterin.

»Ich nehme eine Cola light und einen Beilagensalat, Mrs Armstrong«, sagt Brianne.

»Ich auch«, sagt Sabrina.

»Und ich auch«, stimmt Danielle in den Chor ein.

»Wir haben Cocktail-Dressing, Gorgonzola-, Joghurt-Knoblauch-, fettreduziertes Essig-und-Öl- ...«

»Cocktail für mich«, sagt Sabrina. »Aber auf der Seite.«

Danielle runzelt die gewachsenen Augenbrauen, während sie hin und her überlegt. »Ich glaube, ich nehme das fettreduzierte Essig-und-Öl-Dressing. Auch auf der Seite.«

Brianne legt ihren Kopf schief und sagt: »Kein Dressing.«

Kein Dressing? Was ist mit den Mädchen passiert, die sich sonst immer Chips und Pizza reingezogen haben? Ich war nur ein Jahr weg und verstehe die Welt nicht mehr.

Mom verschwindet, um die Bestellungen weiterzugeben, und lässt mich mit meinen Salat essenden Freundinnen und meiner Cousine allein ... und mit dem Roastbeefsandwich, der Bratensoße und den Fritten nebst Erbsensuppe. Ich war vorhin noch richtig hungrig, aber jetzt bekomme ich keinen Bissen runter.

Brianne durchsucht ihre Handtasche und zieht einen kleinen Spiegel hervor.

»Gib mir den, wenn du fertig bist«, sagt Sabrina. Als meine Cousine den Spiegel hat, versucht sie, einen Blick auf ihren Hinterkopf zu erhaschen. Was mit nur einem Spiegel nicht geht, aber ich habe nicht vor, sie darüber aufzuklären.

»Was machst du da, Sabrina?«, fragt Danielle.

»Ich glaube, ich muss vor morgen noch zum Frisör.«

Danielle lacht. »Hört auf, durchzudrehen, Chicas. Es ist nur eine Party, kein Ball im Weißen Haus.«

»Welche Party?«, frage ich und möchte auf der Stelle tot umfallen, weil ich gefragt habe. Ganz offensichtlich bin ich nicht eingeladen. Ich möchte sowieso nicht hin. Aber jetzt sieht es so aus, als wollte ich.

Die Mädchen werfen sich Blicke zu. Sie wollen mir nicht von der Party erzählen. Verflixt, warum habe ich überhaupt danach gefragt?

»Eine Back-to-school-Party«, sagt Danielle endlich. »Bei Brian Newcomb.«

Und natürlich kommt ausgerechnet in dem Moment Mom mit drei Cola light und einem extra großen Stück Kuchen für mich an unseren Tisch zurück. »Oh, eine Party! Wann? Maggie würde WAHNSINNIG gern auf eine Party gehen, oder Schatz?«

Anstatt zu antworten grabe ich die Zähne in mein Sandwich und nehme einen Riesebissen. Es bewahrt mich davon, ihr eine Antwort geben zu müssen, doch dafür habe ich jetzt das Gefühl, jeden Moment an dem gigantischen Stück Fleisch in meinem Mund zu ersticken.

Brianne sieht aus, als verursache allein mein Anblick ihr einen Brechreiz.

»Äh, du kannst mitkommen, wenn du *möchtest*, Maggie«, sagt meine Cousine.

Es ist zweifellos ein Mitleidsangebot, jedem, mal abgesehen von einer Kellnerin bei *Auntie Mae's*, wäre das klar. Ich werde nicht auf diese Party gehen. Ich weiß bloß noch nicht, wie ich das meiner Mom beibringen soll, ohne dass es für meine Exfreundinnen peinlich wird.

Ich lasse mir Zeit mit dem Kauen.

Vor dem Unfall war ich ein Sophomore und in der Tennisschulmannschaft. Aber jetzt als Senior würde ich es nicht mal in die Freshmanauswahl schaffen. Nicht, dass ich das wollte, denn dann müsste ich diese kurzen Tennisröckchen tragen. Und ich werde nie wieder ein Tennisröckchen tragen, weil ich nie im Leben jemandem meine hässlichen Narben zeigen werde. Abgesehen davon kann man kein Tennis spielen, wenn man nicht mal ordentlich laufen kann.

Als ich die letzten Brocken runterschlucke, dämmert mir, dass sie alle auf meine Antwort warten.

Hm ...

Am hoffnungsvollen Gesicht meiner Mutter erkenne ich, dass ich ihr leid tue. Als ob es mir etwas ausmachen würde, nicht mehr mit diesen Mädchen befreundet zu sein. Aber Mom macht es etwas aus und ich bekomme prompt ein schlechtes Gewissen. Mom muss es irgendwie schaffen, die Hälfte der Arztrechnungen zu bezahlen, für die die Krankenversicherung nicht aufkommt. Meine Eltern sind geschieden und ich hasse das Gefühl, ihr noch mehr aufzubürden. Schuld breitet sich in meinem sandwichgefüllten Magen aus wie ein großer Klotz Roastbeef.

Ich winde mich, höre mich aber dennoch sagen: »Klar, klingt nach einer Menge Spaß.«

Mom atmet erleichtert auf, während die Mädchen nach Luft schnappen.

»Könntest du sie abholen?«, fragt Mom meine Cousine.

»Klar, Tante Linda«, sagt Sabrina.

Mal ehrlich, ich fühle mich wie eins dieser kleinen Kinder, deren Mommys noch ihre Verabredungen ausmachen. Erst recht, als ich Mom fragen höre: »Um wie viel Uhr?«

»Ich schätze, gegen neun.«

»Grrroßartig!«, schnurrt Mom wie dieser Tiger in der Cornflakeswerbung.

Wie komme ich aus der Nummer wieder raus, ohne dass meine Mom etwas davon erfährt? Ich werde auf gar keinen Fall auf eine Party gehen, wo mich die Leute blöd anglotzen. Es ist schlimm genug, dass mich dieser Zirkus am Montag in der Schule erwartet.

Nachdem Mom ihre Beilagensalate serviert hat und uns für zwei Minuten allein lässt, wirft Brianne mir ein durchtriebenes Lächeln zu. »Hast du schon die große Neuigkeit gehört?«

Neuigkeit? Mm, ich habe in letzter Zeit nicht wirklich am Puls des Klatsches gelebt. »Dass Mr Meyer ein Toupet trägt?« Ich habe das Gerücht über den Schuldirektor vor einer Weile mitbekommen.

Brianne lacht. »Nein, das sind total alte Neuigkeiten. Ich spreche davon, dass Caleb Becker morgen entlassen wird.«

Wie bitte?

Danielle dippt ihre Gabel in ihr Dressing und spießt dann ein Salatblatt damit auf. »Mrs Becker hat heute meine Mom angerufen und es ihr erzählt. Vorzeitige Entlassung. Ich frage mich, ob er zurück in die Schule darf.«

Vorzeitige Entlassung? Er sollte eigentlich noch mindestens sechs Monate weggesperrt bleiben. Ich hatte den perfekten Plan – ich wollte in Spanien sein, wenn er zurück-

kommt. Ein heftiger, stechender Schmerz durchbohrt meine Brust, als ich Luft hole, und meine Finger zittern. Ich habe eine Mini-Panikattacke, versuche aber, mir nichts anmerken zu lassen.

»Maggie, alles okay mit dir?«, fragt Sabrina, als ich den Kuchen von mir wegschiebe.

Nein. Mit mir ist überhaupt nichts okay.

Caleb

Als wäre es nicht Tortur genug, dass mein Dad mich die ganze Fahrt von St. Charles bis Paradise anstarrt, ringt meine Mom auch noch nonstop die Hände, seit ich heute Nachmittag aus dem DOC entlassen wurde. Ich glaube, sie hat nicht einmal in meine Richtung geguckt.

Was zum Teufel soll ich jetzt sagen? *Hör auf, so nervös zu sein, Ma.* Ja, ich bin überzeugt, das würde total gut ankommen. Ihr Sohn ist ein verurteilter Straftäter. Ich wünschte bloß, sie würde aufhören, mich ununterbrochen daran zu erinnern.

Okay, es wird also etwas Zeit brauchen. Die hingebungs-volle Mutterrolle war sowieso nie ihre Stärke.

Als wir in die Masey Avenue einbiegen, liegt der Paradise Park vor uns. Dort auf dem Spielplatz habe ich mir mit fünf zwei Schneidezähne ausgeschlagen und mich mit neun auf dem Basketballplatz das erste Mal geprügelt. Das waren die guten alten Zeiten. Ich kann nicht fassen, dass ich siebzehn bin und den guten alten Zeiten nachtrauere.

Einen Block weiter erreichen wir das vertraute zwei-stöckige Backsteinhaus mit den vier weißen Säulen, die

rechts und links die Haustür flankieren. Ich steige aus dem Wagen und atme tief ein.

Ich bin zu Hause.

»Also ...«, sagt Dad, als er die Tür aufschließt. »Willkommen im Paradies.«

Ich nicke, anstatt über die Begrüßung zu lachen, mit der die Besucher der Stadt üblicherweise empfangen werden. Ich betrete zögernd den Flur. Hier hat sich im letzten Jahr nichts verändert – das sehe ich auf einen Blick.

Merkwürdigerweise fühlt es sich nicht wie Zuhause an.

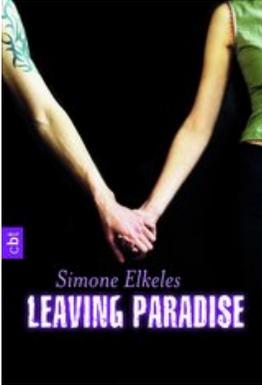
Es riecht jedoch vertraut. Nach Apfelkuchen. Es kommt mir vor wie eine Ewigkeit, seit ich diesen süßen, würzigen Duft zuletzt gerochen habe.

»Ich, äh, geh dann mal in mein Zimmer«, sage ich zu ihnen, aber es hört sich an, als bitte ich um Erlaubnis. Ich habe keine Ahnung, wieso. Es war früher mein Zimmer, es ist nach wie vor mein Zimmer. Also warum verhalte ich mich dann, als wäre dieser Ort hier nur ein Boxenstopp für mich?

Ich steige die vertraute Treppe hoch, aber ein Anfall von Klaustrophobie packt mich und ich beginne zu schwitzen. Ich wage mich weiter die Treppe hoch und lasse den Blick über den Flur schweifen. Er bleibt an einer schwarzen Gestalt hängen, die im Türrahmen vom Zimmer meiner Schwester lehnt.

Moment mal.

Diese schwarze Gestalt ist meine Zwillingsschwester Leah. Es ist nicht bloß ein Trugbild meiner Schwester, sie ist real. Und sie trägt Schwarz von Kopf bis Fuß.



Simone Elkeles

Leaving Paradise

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30793-9

cbt

Erscheinungstermin: Januar 2013

Es gibt sie noch... die große Liebe

Das Letzte, was Caleb Becker vorhat, als er in seinen Heimatort Paradise zurückkehrt, ist, sich in Maggie Armstrong zu verlieben. Denn wegen Maggie, die er in jener fatalen Nacht mit dem Auto angefahren haben soll, war er verurteilt worden. Maggie wiederum will alles, nur nicht Caleb wiederbegegnen – dem Jungen, den sie für ihr Unglück verantwortlich macht. Und doch verbindet diese eine Nacht sie für immer, und so fühlen sich Caleb und Maggie, als sie sich wiederbegegnen, gegen ihren Willen zueinander hingezogen. Aber gerade, als die beiden sich näherkommen, kommen Dinge ans Tageslicht, die alles zu zerstören drohen...